

Vortrag am Ökumenischen Zentrum in Lüneburg-Kaltenmoor am 26.09.2014

Frischer Wind und steife Brise

Ich bin in Lüneburg geboren und aufgewachsen. Meine Eltern hatten ein Schuhgeschäft mit einer Schuhreparaturwerkstatt in der Lünertorstraße. Die ganze Familie war in St. Marien zuhause. Mein Vater leitete den Kirchenchor, das Quintett mit Tante Hedwig, Lenchen Kaatz, Ehepaar Jelitto (die älteren hier kennen sie alle!), mein Vater spielte die Orgel, war Mitglied des Kirchenvorstandes.

Die Gemeinde hatte damals starke Kapläne wie z.B. Peter Herbst und Josef Wellner. Wir Kinder, vor allem wir drei Jungen, wuchsen in die Jugendarbeit hinein: waren Messdiener, fuhren jedes Jahr ins Zeltlager, engagierten uns als Jugendgruppenleiter, übernahmen die Leitung des Zeltlagers. Das ging nahtlos, lebten wir doch im katholischen Milieu. Das schaffte Heimat und Identität. Man kaufte „katholische Schuhe, katholische Brötchen und katholische Wurst“. Als Minderheit hielt man zusammen, hielt die Ressentiments der evangelischen Mehrheit aus. Ich erinnere mich an den Geschichtsunterricht am Johanneum. Es muss in der 9./10. Klasse gewesen sein. Man nahm die Reformation durch und behandelte hier auch die Renaissancepäpste, die zwar künstlerisch Unvergleichliches in Auftrag gegeben hatten, aber historisch betrachtet als Tiefpunkt der Papstgeschichte wahrgenommen werden müssen. Und dann hieß es im Unterricht mehrmals: „Spangenberg, verteidigen sie mal!“

Der damalige Pfarrer von St. Marien, Jürgen Schwarzenburg, war in seiner Zeit für viele Katholiken sehr wichtig. Als gebildeter Theologe war er auch außerhalb der Gemeinde ein geschätzter Gesprächspartner. Er öffnete dieses Milieu, repräsentierte die Gemeinde in der Öffentlichkeit, begriff sich als Teil dieser Stadt und freundete sich mit dem damaligen Superintendenten Martin Voigt an. Man musste sich als katholischer Christ zum ersten Mal nicht mehr verstecken. Was für eine Befreiung!

Als meine Eltern nach Adendorf zogen, machte ich schnell in der ev. Jugend in der Emmaus-Kirchengemeinde mit. Eine ganze Zeit war ich hier auch Lektor im Sonntagsgottesdienst. Ich war zuhause in beiden Konfessionen.

Später im Studium der Betriebswirtschaft in Hamburg hörte ich zwei Semester den ev. Theologen Helmut Thielicke. Im Studium in Jerusalem war ich Mitglied der ev. Erlöserkirchengemeinde, lernte die vielen Kirchen des Ostens kennen. In meiner eigenen Biographie habe ich den Paradigmenwechsel gelebt, wie sicher viele der Älteren hier im Saal. Damit sind wir Teil einer großen Bewegung des 20. Jahrhunderts gewesen.

Die Bewegung der Ökumene zwischen den christlichen Kirchen ist aus jenem Jahrhundert nicht wegzudenken. Sie ist ein Geschenk des Heiligen Geistes: Die Verse aus dem 17. Kapitel des Johannes-Evangeliums „Dass alle eins sein sollen“ werden neu gelesen und als Auftrag Jesu entdeckt, den gemeinsamen Glauben zu bekennen und nach Wegen zu suchen, die verlorene Einheit wieder zu erlangen, aber auch in den anderen christlichen Traditionen verloren Gegangenes wieder neu zu entdecken.

Es ist eine Bewegung zunächst oft von „oben“, von Bischöfen, Geistlichen, organisierten Theologen. Gerade in Deutschland tat das Not vor dem Hintergrund einer jahrhundertelangen konfliktträchtigen Trennungsgeschichte: Religionskriege, Ausgrenzungen, Abgrenzungen, Gesprächs-

verweigerungen, gegenseitiges Missionieren durch erzwungene Konversionen, konfessionell gereinigte und vereinheitlichte Gebiete.

Die Folgen der Vertreibungen nach dem 2. Weltkrieg sind in Deutschland für das Wachsen der Ökumene nicht zu unterschätzen. Vormalig konfessionell einheitliche Gebiete erhalten starke Minderheiten anderer Konfessionen. Vermehrt kommt es zu Ehen konfessionsverschiedener Paare. Das gab es vorher in diesem Ausmaß nicht. In Fragen der Hochzeit mischt oft die ganze Verwandtschaft mit: Muss diese Verbindung denn überhaupt sein? Wird katholisch oder evangelisch geheiratet und in welche Kirche werden später die Kinder hinein getauft?

Ich bin mir sicher, dass diese Erfahrungen konfessionsverschiedener Ehen Ende der 40er und in den 50er und 60er-Jahren ein wichtiger Motor für die Ökumene von unten waren. Diese Konflikte verursachten tiefe Verletzungen in den Familien und beförderten den Wunsch nach einer Lösung. Lasst uns nicht mehr das Trennende betonen, sondern nach dem Gemeinsamen suchen und das Gemeinsame leben. „Wir haben doch alle den gleichen Gott, singen im Gottesdienst allen bekannte Lieder“.

Warum aber sind in der Frage der Trauungen und damit in der Folge der späteren Kindstauften die Auseinandersetzungen so heftig gewesen? Weil alle Kirchen bis Anfang der 50 Jahre gesagt haben, nur unsere Kirche öffnet dir den Weg in den Himmel. Deswegen haben alle den Weg der sog. „Rückkehrökumene“ beschritten.

Eine hierzu konträre Entwicklung ergibt sich aus einer entscheidenden Erkenntnis für das Miteinander der Kirchen im 20. Jahrhundert. Der reformierte Theologe Karl Barth entdeckt eine Aussage Calvins aus dem 16. Jahrhundert wieder. Calvin schreibt einmal über die Römische Kirche: Auch wenn vieles in ihr abzulehnen ist, „so sind in ihr doch Elemente der Wahrheit und der Heiligung enthalten“.

Diese sogenannte „Elementenlehre“ ebnet den Weg zwischen den Kirchen. Sie macht sich der Weltrat der Kirchen mit seinen evangelischen und orthodoxen Mitgliedskirchen auf der großen Versammlung 1952 in Lund zu eigen, 12 Jahre später im Konzil die röm.-kath. Kirche. Wenn in den anderen Kirchen „Elemente der Wahrheit und Heiligung“ enthalten sind, kann ich nach ihnen im Gespräch, im miteinander Leben suchen und muss vor allem die anderen nicht mehr missionieren. Die anderen Kirchen müssen keine Konkurrenten mehr sein. Das ist der eigentliche Durchbruch der Ökumene. Ein unumkehrbarer Prozess ist damit eingeleitet.

Als eine Folge führt das in Deutschland in den 70er-Jahren zur Gründung von Ökumenischen Zentren (ÖKZ), wo Gemeinden beider großen Konfessionen unter einem Dach leben wie hier in Lüneburg vor 40 Jahren, dann im norddeutschen Raum in Hannover-Mühlenberg, in Hameln Klein Berkel, in Kiel Mettenhof und an über weiteren 50 Orten in Deutschland. Die Suche nach der sichtbaren Einheit oder wenigstens nach der versöhnten Verschiedenheit. Wie weit ist das gelungen?

Hier in Lüneburg-Kaltenmoor wird ein ÖKZ mit zwei Kirchenräumen und einem Gemeindezentrum mit katholischen und evangelischen Räumen errichtet. Auf dem Mühlenberg ebenso, in Hameln mit einem katholischen Kirchenraum und einem evangelischen Gemeindezentrum, welche von beiden Gemeinden genutzt, aber getrennt unterhalten werden.

In ihrem Gründungsjahrzehnt werden die ÖKZ von vielen getragen und gehen mit viel frischem Wind und vor allem Rückenwind daran, diese mit Leben zu erfüllen. Es gibt ja so vieles zu ent-

decken, was die andere Konfession in den 450 Jahren der Trennung bewahrt hat, oder auch auszuhalten, wo neue Wege gegangen wurden, die beide Kirchen einander entfremdet haben.

Ökumene ist immer ein Mehrungsprozess, kein Minderungsprozess, kein Prozess, wo der kleinste gemeinsame Nenner gefunden werden muss. Pfarrer Hajo Osseforth schreibt im September 1989 in seinem Erfahrungsbericht über die Seelsorge und das Gemeindeleben hier am ÖKZ an Bischof Josef Homeyer: „Wir fühlen uns zum ständigen Bemühen aufgerufen, den anderen in seiner Konfessionsverbundenheit zu verstehen, sein geistliches Zuhause zu akzeptieren und seine Andersartigkeit zu würdigen, gerade auch da, wo sie weiter entfernt ist von Gemeinsamkeiten, als wir es gerne hätten.“ Weiter schreibt er, Katholiken müssten es aushalten, dass in der evangelischen Gemeinde manchmal jemand dem Abendmahl ohne Ordination vorstehe, und Lutheraner die geistliche Beheimatung vieler Katholiken in der Marienfrömmigkeit. Aber man lerne voneinander, integriere mit Erfolg in der Katechese mit Kindern und Jugendlichen Konzepte der anderen Gemeinde. Man nehme sich gegenseitig im Leiden an der eigenen Kirche wahr, erlebe eine gemeinsame christologische Grundausrichtung in der Frömmigkeit. Er fasst seinen Bericht mit der Beobachtung zusammen: „Evangelische Christen werden evangelischer, die Katholiken katholischer und beide ökumenischer.“

Etwa zur gleichen Zeit verfasst der heutige Weihbischof Heinz-Günther Bongartz, damals Pfarrer am ÖKZ in Hameln-Klein Berkel, seinen Bericht. Er schreibt u.a., „Das ‚Proprium‘ eines solchen Zentrums liegt für mich in der geistlichen Haltung, bei allem gemeindlichen Denken und Handeln stets an die Partnergemeinde mitzudenken. Dadurch erwächst die eigentliche ‚ökumenische Fähigkeit‘, sich in das Denken und Empfinden der anderen Gemeinde einzufühlen.“ Und er zitiert den ev. Pastor am ÖKZ, Klages, der bedenkt: „Wenn man unter einem Dach lebt, wächst das Vertrauen und Grenzen verlieren an Bedeutung. Das wirklich Trennende aber wird schmerzlicher empfunden, zugleich ist das Leiden an dem noch nicht Erreichten die Triebfeder für weitere Anstrengungen.“

Das waren Einsichten aus dem Jahr 1989. Mittlerweile sind 25 Jahre vergangen. Seit 25 Jahren treffen wir uns regelmäßig mit den Mitarbeiter/innen an den ÖKZs in Norddeutschland. Das Miteinander ist sehr vertraut. Man kennt sich, weiß viel voneinander. Ich möchte diese Jahre ökumenischen Lernens nicht missen: Gemeinsam Kirche zu sein für einen Stadtteil, für eine Stadt. Man weiß um die Sensibilitäten der anderen. In den Zentren wurde dieser wichtige Zug der Kirche von morgen längst gelebt.

Und doch sind Verletzungen geblieben. Sie in Lüneburg haben vor zwei Jahren ihren Sturm erlebt. Das war schon keine steife Brise mehr. Von außen habe ich mich gewundert, was unter der Haut alles kocht und schnell zu einer explosiven Mischung werden kann, zumal bei einem Thema, zu dem viele außerhalb unserer Gemeinden nur einen geringen Bezug haben.

Was sind die Gründe für diesen „heftigen Dissens unter der Haut“?

Jürgen Schwarzenburg hat einmal gesagt: „Die Katholiken umarmen die Orthodoxen. Diese schrecken jedoch zurück und sagen: „Bitte nicht so doll“. Die Evangelischen umarmen die Katholiken. Diese wehren jedoch ab und sagen: „Bitte nicht so doll.“ Ich halte das für ein griffiges Bild, die ökumenische Grundkonstellation zu beschreiben.

Die röm.-kath. Kirche sucht die Einheit mit den Kirchen des Ostens. Alle schwierigen dogmatischen Fragen in Sachen Kirche, Amt, Sakramente sind geklärt. Die aber sagen, unsere gemeinsame Ge-

schichte steht emotional zwischen uns. Wir sehen so viele Gründe, euch im Westen nicht zu trauen. Ging es uns schlecht, habt ihr uns oft allein gelassen und habt uns sogar mit eurer überlegenen Macht bedrängt.

Die Kirchen der Reformation suchen die Einheit mit den Kirchen des 1. Jahrtausends, gehen offen auf sie zu und sagen „Wir sind Kirchen eines anderen Typs. Seit 500 Jahren stehen wir in Treue zum Evangelium. Lasst uns miteinander den Weg der versöhnten Verschiedenheit gehen.“ Und sie bekommen zur Antwort: „Das reicht uns nicht. Wenn wir den Weg auf die Einheit gehen wollen, dann geht es nicht ohne die sichtbare Einheit. Lasst uns die Verschiedenheiten versöhnen und die gemeinsamen Wurzeln suchen, aber es muss kompatibel sein mit dem, was wir glauben und für unverzichtbar halten. Ihr habt in eurer Tradition nur einen Teil dessen überliefert, was uns wesentlich ist. Die Fragen um Amt und Kirche, um bischöfliche Ordination und um den Petrusdienst bedürfen der Klärung. Da müsst ihr euch bewegen.“

Hier jedoch, das haben die vergangenen Jahrzehnte gezeigt, gibt es erkennbar keine Bewegung mehr, auch nicht von den evangelischen Kirchen her. Wie vor einer Steilwand stehen die Kirchen vor diesen Fragen. Windstille. Hier ist derzeit die Grenze der Einheit erreicht.

Wie jedoch geht es weiter? Das evangelische Ökumenemodell der versöhnten Verschiedenheit ist das zurzeit weltweit erfolgreichste. Für die Feststellung der Kircheneinheit reichen die richtige Auslegung der Hl. Schrift und die stiftungsgemäße Verwaltung der Sakramente. Alles andere wie Fragen um das Abendmahlsverständnis, um die Sakramente, um Amt und Kirchenverständnis sind für die Frage einer Kircheneinheit nicht relevant und in die Eigengestaltung der einzelnen Kirchen gelegt. Mehr als 107 evangelische Kirchen haben in den vergangenen 41 Jahren seit 1973 die Leuenberger Konkordie unterzeichnet und so Kirchengemeinschaft vereinbart.

Die Einheitsvorstellung nach dem Leuenberger Modell ist nicht zu unterschätzen. Euphorisch haben viele katholische und evangelische Christen in Deutschland „Leuenberg“ gelebt. Dem stand unausgesprochen immer das andere Modell der Suche nach der sichtbaren Einheit gegenüber. Permanent entzündet haben sich die unterschiedlichen Sichtweisen immer an der klassischen Frage des gemeinsamen Abendmahls. Für die einen war das klar und in der Leuenberger Ausrichtung längst gegeben. Der, der einer Abendmahlsfeier vorsteht, muss nach Leuenberg nicht immer ordiniert sein. Das jedoch ist für die, die dem Modell einer sichtbaren Einheit zwischen den Kirchen anhängen, undenkbar.

1975 lädt die Evangelische Kirche in Deutschland die Katholiken zum ev. eingesetzten Abendmahl ein. Drei Wochen später antworten die kath. dt. Bischöfe: „Wir laden euch aber nicht ein.“ Eine riesige Verletzung. Man kann alles gut mit den beiden unterschiedlichen Wegen auf eine Einheit hin erklären, aber es bleibt die Verletzung, die seit über 40 Jahren wie eine Wunde blutet und nicht vernarbt. Wir laden euch ein – Wir euch aber nicht. Man begegnet sich in dieser Frage nicht mehr auf Augenhöhe.

Und in den Gemeinden findet oft in den konfessionsverschiedenen Ehen eine Abstimmung mit den Füßen statt. Viele praktizieren die Abendmahlsgemeinschaft. Daraus erwächst an vielen Orten in Deutschland die Tradition, die Sie auch hier in Lüneburg hatten, das luth. und kath. Abendmahl im Gottesdienst an einem Altartisch einzusetzen. Anschließend kommunizieren die Leute in ihrer Konfession, gehen in zwei Reihen nach vorne, die einen links, die anderen rechts. Es ein Versuch aus

den 80er-Jahren, das Gemeinsame zu retten und sichtbar zu machen. Ich empfand diesen als fraglich, da er das Trennende noch offensichtlicher machte. Man tat so, als wenn man gemeinsam zum Abendmahl ginge, war aber doch in den beiden Reihen getrennt. Vielleicht hat sich dieser Versuch in Deutschland auch deswegen nicht durchgesetzt.

Ein anderer Lösungsversuch aus diesem Dilemma wird in Deutschland leider kaum wahrgenommen, geschweige denn rezipiert. Johannes Paul II., der das Problem im Rahmen des Ökumenemodells der sichtbaren Einheit regeln wollte, favorisierte in der Enzyklika *Ecclesia de Eucharistia* eine Einzelfallregelung, die so lautet:

„Ein Grund zur Freude ist in diesem Zusammenhang, daran zu erinnern, dass die katholischen Priester in bestimmten Einzelfällen die Sakramente der Eucharistie, der Buße und der Krankensalbung anderen Christen spenden können, die zwar noch nicht in voller Gemeinschaft mit der katholischen Kirche stehen, aber sehnlich den Empfang der Sakramente wünschen, von sich aus darum bitten und den Glauben bezeugen, den die katholische Kirche in diesen Sakramenten bekennt. Umgekehrt können sich in bestimmten Fällen und unter besonderen Umständen auch die Katholiken zum Empfang derselben Sakramente an die Geistlichen jener Kirchen wenden, in denen sie gültig gespendet werden.“ (Nr. 46)

Mit anderen Worten, wie es ein Kapitel vorher heißt: Hat ein Christ, der nicht zur kath. Kirche gehört, ein schwerwiegendes geistliches Bedürfnis (im Hinblick auf das ewige Heil), wünscht den Empfang der Sakramente und bezeugt den Glauben, den die katholische Kirche in diesen Sakramenten bekennt, dann ist es ein Grund zur Freude, ihm oder ihr die Sakramente der Eucharistie, der Buße und der Krankensalbung zu spenden. Ein berühmtes Beispiel hierfür ist der Kommunionempfang des Priors von Taizé Roger Schutz bei der Hl. Messe anlässlich der Beerdigung von Johannes Paul II. In Unkenntnis dieser Regelung wurde das in Deutschland heiß diskutiert. Ich höre immer wieder, dass diese Regelung in vielen Teilen der Welt gelebt wird, nur in Deutschland wird sie nicht wahrgenommen und kaum praktiziert. Zu tief ist an dieser Stelle die Verletzung. „Wenn sie uns nicht offiziell einladen, dann gehe ich auch nicht ...“

Der Euphorie der Anfangsjahre ist Ernüchterung gewichen. Hinzu kommt die schwierige Situation, denen die Kirchen hierzulande ausgesetzt sind. Die oft nicht gelingende Weitergabe des Glaubens an die kommende Generation, die Marginalisierung kirchlicher Bedeutsamkeit, die Ausdünnung des hauptberuflichen Personals wie natürlich auch hier in Lüneburg, die Fusion von Gemeinden, der zahlenmäßige Rückgang an Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und ihre Überalterung, die zurückgehende Zahl junger Menschen, die sich für einen kirchlichen Beruf interessieren. Auch das legt sich wie ein Schleier auf das Leben in den Gemeinden.

Die ÖKZ sind Teil dieser sich verändernden kirchlichen Landschaft. Als es um die Zusammenlegung und finanzielle Ausstattung von Gemeinden ging, ist es für die Vertreter der ÖKZs in Norddeutschland ein Schock gewesen, dass weder ihre Kirchenleitungen und Ökumenekommissionen noch die Kollegen und Kolleginnen in den Nachbargemeinden den ÖKZs einen Sonderstatus zubilligen wollten. Wird ihre besondere Rolle nicht mehr wertgeschätzt?

Und doch haben wir an den ÖKZ Zukunft. Was kann an Gutem passieren, wenn eine kath. und eine ev. Gemeinde unter einem Dach zusammenleben? Dazu acht Punkte, bei denen ich mich bei den ersten vier auf Pastor Andreas Kühne-Glaser, früher am ÖKZ in Hameln-Klein Berkel, beziehe:

1. Ökumenische Beziehungen tun dem eigenen Glauben und seinen Ausdrucksformen unendlich gut und sind für jede Gemeinde etwas Zukunftsweisendes. Sie sind, wenn sie vom Herzen her und verbindlich gelebt werden, immer geistliche, spirituelle Beziehungen. Hier kann man lernen, den anderen Menschen in seinem Glauben und seiner Konfession ernst zu nehmen, wert zu schätzen. Das schließt ein, den anderen vor ungerechtfertigten Angriffen von außen zu schützen.
2. Nirgendwo anders habe ich mehr über meine konfessionellen Wurzeln gelernt und verstanden, als in der Ökumene vor Ort, als auf Familien- oder Gemeindefreizeiten. Ich kann nicht mit anderen über meinen Glauben reden und ihn leben, wenn ich nicht selbst weiß, was meine Wurzeln und mein Selbstverständnis sind. Und ich habe diese gerade in der Ökumene neu und besser, auch in der Tiefe, kennen- und schätzen gelernt.
3. In der Ökumene entdecken wir den Reichtum der unzähligen Glaubensäußerungen und Formen, die Menschen für sich und ihr Leben entdeckt und erschaffen haben.
4. Ökumenische Beziehungen schärfen nicht nur den eigenen Glauben in seinen Ausdrucksformen. Sie relativieren ihn auch. Sie stärken, aber sie öffnen ihn auch für das Fremde. Gott ist größer als unsere Kirchen, und er zeigt sich in so viel mehr Lebensäußerungen als uns oft in unserem engen Konfessionalismus deutlich wird. Diese Grundhaltung, die wir als Gemeinden und Kirchen in Zukunft noch mehr brauchen, kann man sehr gut an ÖKZ lernen, damit uns auch die Menschen außerhalb unserer Gemeinden nicht noch fremder werden.
5. Kirche wird heute nur noch gehört, wenn sie in wesentlichen Fragen mit einer Stimme spricht. Das tun wir an den Zentren seit Jahrzehnten. Wir dürfen für den anderen mitreden, wenn wir ihm eng verbunden sind.
6. Ökumene ist aus dem Leben der Kirchen nicht mehr weg zu denken. Ökumene geschieht in Begegnung und Gespräch, im Beten und Handeln. Die Gemeinschaft der Christen kann in allen Lebensvollzügen der Kirche wirksam werden. In den ÖKZ ist der ökumenische Partner schon da. Man muss ihn nicht mehr suchen, kann ihm auch schlecht auf Dauer ausweichen.
7. Die in den ÖKZ lebenden Gemeinden haben auf Grund ihrer räumlichen und personellen Nähe eine große Chance, die soziale Situation ihres Stadtteils gemeinsam in den Blick zu nehmen und diakonisch tätig zu werden. Sie sind ein vorzüglicher Kirchort in ökumenischer Offenheit und sprechen dadurch leichter Menschen an.
8. Das Wachsen einer Einheit in Vielfalt bedarf Orte, an denen dies erlebbar wird, mit all seinen Möglichkeiten und Schwierigkeiten. Es braucht Orte, an denen an den Ressentiments immer wieder gearbeitet wird, an denen die Sehnsucht nach Einheit wachgehalten wird. So sind ÖKZ als ökumenische Lernorte unverzichtbar, um gemeinsam missionarisch Zeugnis in dieser Zeit und Welt abzulegen.

Frischer Wind und steife Brise, manchmal auch Windstille oder Sturm gehören zum Leben dazu. Und das wissen wir ja auch: Es gibt kein schlechtes Wetter, nur unpassende Kleidung.

Herzlichen Glückwunsch zum 40-jährigen Jubiläum. Haben Sie vielen Dank für die Aufmerksamkeit.

Hans-Georg Spangenberg, Hameln